

Glaubensvermittlung in der Tradierungskrise

Daß der christliche Glaube von einer tiefgreifenden Tradierungskrise betroffen ist, wird seit Jahren unübersehbar deutlich – sowohl in den Schwierigkeiten und Mißerfolgen, die einzelne Eltern, Seelsorger und Religionslehrer schildern, als auch in Ergebnissen repräsentativer Umfragen. So undifferenziert und vieldeutig manche Fragestellungen der Meinungsforscher formuliert sein mögen¹, die Zahlen zu den Indikatoren Gottesdienstbesuch, Gottesglaube und Gebetspraxis lassen sich nicht anzweifeln. Sie belegen, daß zwischen den diesbezüglichen Einstellungen der Elterngeneration und der Jugendlichen ein erhebliches Gefälle besteht, daß also die Glaubensvermittlung an die junge Generation in Familie, Schule und Gemeinde immer häufiger mißlingt.

Die Zahl der regelmäßigen *Gottesdienstbesucher* sank bei den 16- bis 29jährigen Katholiken der (damaligen) Bundesrepublik Deutschland von 52 Prozent im Jahr 1963 auf 23 Prozent im Jahr 1975 und schließlich auf 16 Prozent im Jahr 1988². Zwar ging der Gottesdienstbesuch bei den 45- bis 59jährigen, also der Generation der Eltern, ebenfalls zurück, nämlich von 48 Prozent im Jahr 1975 auf 39 Prozent im Jahr 1988, liegt aber doch noch wesentlich höher als bei den Söhnen und Töchtern. Diese Differenz ist nicht allein damit zu erklären, daß die Eltern ihre Kinder vielleicht gar nicht mehr zur religiösen Praxis hinführen wollten oder daß sie dies mit abstoßender Aufdringlichkeit getan hätten. Denn eine spezielle Allensbach-Untersuchung³ zur „Weitergabe des Glaubens“ bei katholischen Eltern und ihren Kindern über 16 zeigt, daß das Gelingen der Glaubensübermittlung – gemessen nach der Bereitschaft, sich als „religiös“ zu bezeichnen – zwar wesentlich von der Dialogfähigkeit⁴ und religiösen Aktivität der Familie abhängt, daß sie aber nicht wenigen Eltern mißlungen ist, die mit ihren Kindern gebetet und am Gottesdienst teilgenommen haben, und zwar ohne daß sie ihnen durch Übereifer Religion und Kirche verleidet hätten; denn dies kritisieren nur elf Prozent.

Noch deutlicher ist das Gefälle zwischen alt und jung, wenn man nach dem Glauben an Gott fragt. So wurde die Aussage: „*Ich glaube an Gott*“ von den 40- bis 59jährigen in der Bundesrepublik zu 76 Prozent, von den 18- bis 24jährigen jedoch nur zu 52 Prozent bejaht. Dem Statement: „*Ich ziehe persönlich aus dem Glauben Trost und Kraft*“ stimmten von den 40- bis 59jährigen 46 Prozent zu, von den 18- bis 24jährigen jedoch nur wenig mehr als halb soviel, nämlich 24 Prozent. (Diese Zahl liegt in den USA und in Italien wesentlich höher.)

Ein ähnliches Bild – wenigstens bei den weiblichen Befragten – zeigen die Antworten zum *persönlichen, privaten Beten*, wie sie die Shell-Studie von 1985 ermittelt hat⁵. Ihr zufolge beten von den 45- bis 54jährigen Frauen 56 Prozent „manchmal oder regelmäßig“, während dies von den weiblichen 15- bis 24jährigen nur 44 Prozent tun, und von der Generation der 45- bis 54jährigen Männer mit 29 Prozent dies nur ein Prozent mehr praktiziert als von der der Söhne. Viele wollten sich zu diesem Punkt nicht äußern. Doch bei denen, die erklärten: „Ich bete nicht“, zeigt sich wieder der bezeichnende Unterschied: Von den 45- bis 54jährigen Frauen haben nur 20 Prozent das Beten nie gelernt oder aufgegeben; von den 15- bis 24jährigen Mädchen aber 42 Prozent. Von den Männern der Vätergeneration sind dies 42 Prozent; in der Generation der Söhne jedoch 59 Prozent.

Gewiß, die Situation ist regional verschieden – aber der Trend ist überall gleich. Und wenn sich manche Zahl stabilisiert hat, so geschah dies auf niedrigem Niveau. Der Ausfall an religiöser Sozialisation hat wohl schon vor Jahrzehnten eingesetzt; sein Ausmaß und seine Folgen werden jetzt und in Zukunft erst voll sichtbar.

Ursachen der Krise oder „Religion – was soll das?“

Manche Ursachen sind bekannt oder wenigstens zu vermuten. Eine erste: der *Traditionsverlust*. Viele Jugendliche wachsen nicht mehr in eine christliche Tradition hinein, weil sie nicht mehr ernsthaft religiös sozialisiert werden. Doch selbst wenn sie es werden, ist es längst nicht mehr selbstverständlich, die Überzeugungen und Bräuche der Herkunftsfamilie und -gemeinde beizubehalten. Die meisten lernen in ihrer Berufsausbildung eine ganz andere Einstellung, die sicher zum Projekt Moderne gehört: die ständige Bereitschaft für Innovationen und Revisionen.

Eine zweite Ursache: der *kirchliche Bindungsverlust*. Wenn heute zwar noch 32 Prozent der Katholiken über 16 Jahren meinen, zum Christsein gehöre unbedingt der regelmäßige Gottesdienstbesuch, aber nur noch 16 Prozent, es gehöre dazu unbedingt, daß man „Entscheidungen der Kirche akzeptiert“, und nur 13 Prozent, daß man „aktiv in der Gemeinde mitarbeitet“⁶, so beruht dies sicher nicht auf einer vorübergehenden Laune des Zeitgeistes, sondern hat mit dem Streben nach Individualisierung und Emanzipation zu tun, das eine Hauptantriebskraft der gesamten Neuzeit bildet und die Einbindung in Großinstitutionen allgemein als Einschränkung der persönlichen Freiheit und kirchliche Autorität als geistige Bevormundung verdächtigt.

Eine dritte Ursache: der *Plausibilitätsverlust* ethisch-religiöser Sinndeutungen und Weisungen und die *Säkularisierung* des modernen Lebens. Die Wirtschaft

mit ihrer Dynamik, die von den chancenbestimmenden Schulabschlüssen bis zum Konsumverhalten fast alle Lebensbereiche beeinflusst, aber auch Wissenschaft, Politik und Kunst verstehen sich seit langem aus sich selbst, ohne sich auf einen ethisch-religiösen Letzt-Sinn zu berufen. Erst recht gilt dies von der unreflektierten Lebenswelt der jungen Generation. Nicht als ob diese säkularisierte Welt amoralisch und wertfrei wäre – Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, berufliche Leistung und eine relativ feste Beziehung zwischen Jungen und Mädchen werden durchaus geschätzt, und nach Industriekatastrophen wie Tschernobyl oder Bophal ist den meisten bewußt, daß Wirtschaft und Technik durch übertechnische, überökonomische, eben ethische Maßstäbe gebändigt werden müßten, um den Menschen nicht zu zerstören.

Aber der Grundwertekonsens, der großenteils noch besteht und christlich-humanistisch geprägt ist, erscheint äußerst vage und unverbindlich. Vor allem wird die Berufung auf einen unbedingten Letzt-Sinn als Infragestellung des weltanschaulichen Pluralismus empfunden, ohne den es keine Gewissensfreiheit und Toleranz gibt. Es ist, als ob – im Sinn von Lessings Ring-Parabel – Toleranz nur auf der Grundlage von Agnostizismus, Skepsis und Relativismus möglich wäre und als ob es nicht auch eine tolerante Überzeugung von unbedingt geltenden Werten und Wahrheiten gäbe. Solche Überzeugungen werden zwar geduldet, sind aber nicht mit gesellschaftlicher Plausibilität ausgestattet, sondern gelten als teils ehrenwerter, teils toleranzbedrohender oder auch nur naiver privater Idealismus. So werden de facto ethisch-religiöse Überzeugungen in der öffentlichen Meinung relativiert und abgewertet, während Werte wie materieller Wohlstand, Genuß, soziale Sicherheit, Sozialprestige und Freiheit von möglichst vielen Bindungen sich allgemeiner Plausibilität erfreuen.

In dieser Situation kann es gar nicht leicht sein, ethisch-religiöse Überzeugungen zu vermitteln. Nicht daß Religion und Christentum im Sinn von Ludwig Feuerbach, Karl Marx, Sigmund Freud oder Jean-Paul Sartre angegriffen und durch andere Weltanschauungen ersetzt würden, vielmehr ist vielen in der jungen Generation das weltanschauliche Fragen und Denken überhaupt fremd geworden. Sie beantworten das Angebot des Glaubens nicht mit einem ablehnenden „Religion – nein danke!“, sondern eher mit einem verwunderten: „Religion – was soll das?“

Eine 17jährige Gymnasiastin zeigt mir stolz, wie sie ihr Zimmer eingerichtet hat. An der Wand ein Poster von Bürgerschreck Udo Lindenberg, aber auch von dem sanfteren Reinhard Mey. Dem entsprechen die Schallplatten und Cassetten. Unter all den Büchern, die sie hat, ist das Reli-Schulbuch das einzige religiöse. Die Sonntagsmesse besucht sie schon lange nicht mehr. Da es in der Gemeinde keine kirchlichen Jugendgruppen gibt, sucht sie ihre Kameraden in der Schulklasse und im Turnverein. Die großen Themen, über die wir sprechen, sind die Music-Band, die sie kürzlich entdeckt hat, die Skifreizeit, auf die sie sich freut,

und die Frage, was sie nach dem Abi anfangen soll. Eine Lebenswelt, die vielleicht noch in schweren Krisen das Gebet kennt, normalerweise aber ganz gut ohne den Glauben auskommt.

Letzteres kann man auch nicht bestreiten. Ethisch-religiöse Sinnüberzeugungen können zwar stabilisierend und stimulierend wirken und dem Menschen eine „Verankerung sondergleichen“ (V. E. Frankl) ermöglichen. Aber die Erwekungsbewegungen übertreiben, wenn sie unter dem Motto: „Ohne Gott hat dein Leben keinen Sinn“ die Meinung verbreiten, das Fehlen eines religiösen Glaubens mache psychisch krank – als ob die Krankenkassen von Agnostikern und Atheisten einen erhöhten Sonderbeitrag erheben bzw. Gläubigen einen Rabatt gewähren müßten. So ist es ehrlicher zu sagen: „Mit Gott hat dein Leben *mehr* Sinn“ und von diesem Ansatz aus den Glauben zur Sprache zu bringen.

Ist religionspädagogischer Optimismus gerechtfertigt?

Hat ein solches Vorgehen Aussichten auf Erfolg? Der Optimismus, daß ein sinnerschließendes Sprechen vom Glauben gute Chancen hat, auch in Zukunft Gehör zu finden, ist dann gerechtfertigt, wenn er mit *Realismus in den Erwartungen* und mit *Dialogbereitschaft in der Durchführung* verbunden ist.

Eine realistische Erwartung wird von der Tatsache ausgehen müssen, daß das Christentum nie hundert Prozent der Bevölkerung erfaßt und bestimmt hat und daß es keine Bedürfnisse befriedigt, die sich so gebieterisch melden wie Hunger, Besitz, soziale Sicherheit, gesellschaftlicher Status, Unterhaltung oder psychologische Lebenshilfe. In all diesen Bereichen kann und soll der Glaube mit den reichen Angeboten unserer Wohlstandsgesellschaft nicht konkurrieren und auch nicht auf mögliche Verknappungen infolge von Rohstoff- oder Energieengpässen spekulieren. Er sollte sich aber des Angebots bewußt sein, mit dem er konkurrenzlos ist: der Fähigkeit, jedem Menschen, dem erfolgreichen wie dem leistungsschwachen, einen Wert und den Bemühungen um ein menschenwürdiges Leben und Zusammenleben einen Sinn zuzuerkennen, den positivistische, agnostische oder atheistische Anschauungen nicht geben können. Er darf sich auch sagen, daß sowohl der Neomarxismus als auch Sartres Existentialismus ihre Anziehungskraft verloren haben und daß auch die östliche Religiosität und die gehobene Esoterik – so sehr sie die Kirchen zu spirituellen Anstrengungen herausfordern – wegen ihrer sozialetischen Defizite auf lange Sicht kaum als allseits befriedigende Sinnantwort empfunden werden dürften. Gewiß, eine religiös-christlich begründete Sinngebung und Lebenshilfe spricht nie alle an; aber es wird auch in Zukunft eine bedeutende Minderheit von Menschen geben, die nicht vom Brot allein leben wollen, sondern nach dem „Mehrwert“ fragen, der aus dem Gottesglauben kommt.

Anstatt aufgrund von falschen Erwartungen in Resignation zu verfallen, sollte man sich auch vergegenwärtigen, wieviel trotz der angedeuteten epochalen Schwierigkeiten erreicht wird. Wenn 44 Prozent der weiblichen und 28 Prozent der männlichen Jugendlichen „manchmal oder regelmäßig“ beten und 24 Prozent aus dem Glauben Trost und Kraft schöpfen, so ist doch einiges hinübergekommen. Vielleicht findet derzeit ein Drittel bis ein Viertel der jungen Generation zu einem persönlich bedeutsamen, überzeugten Glauben. Die anderen sind nicht einfach Ungläubige, sondern Unkundige, Unentschiedene und Uninteressierte. Nicht wenige von ihnen kann man zum Nachdenken bringen, und der Religionsunterricht ist in dieser Hinsicht nicht ganz erfolglos, wenn immerhin 42 Prozent der 14- bis 20jährigen Katholiken, die an ihm teilnehmen, der Aussage zustimmen: „Der Religionsunterricht hat mich öfter dazu gebracht, über wichtige Fragen nachzudenken.“⁷

Um ihre Chancen auch wahrzunehmen, muß die religiöse Vermittlung jedoch ständig bereit sein zum *kritisch-konstruktiven Dialog* mit der jungen Generation und den Wertvorstellungen, die sie beeinflussen. Anstatt sich fundamentalistisch und verbiestert in ein vormodernes Ghetto zurückzuziehen, muß sie die oben genannten Schwierigkeiten als Herausforderungen begreifen. Das heißt: Über den Traditionsverlust nicht nur klagen, sondern die Aufgabe wahrnehmen, Tradition als Quelle einer je neuen Sinnantwort zu erschließen, als lebendige Überlieferung. Ferner, über den kirchlichen Bindungsverlust nicht nur trauern, sondern auch die Herausforderung erkennen, durch sachliche Argumentation zu überzeugen, statt autoritär zu indoktrinieren. (Bezeichnenderweise wünschen sich die Schüler den idealen Religionslehrer an erster Stelle „tolerant“ und fast ebensooft gesprächsfähig, nämlich als „jemand, zu dem man mit persönlichen Problemen kommen kann“⁷.) Schließlich: Über den Plausibilitätsverlust des Ethisch-Religiösen nicht nur lamentieren, sondern in Auseinandersetzung mit heutigen Zielvorstellungen – sowohl mit den unreflektiert gelebten als auch mit expliziten, etwa der Meditationsbewegung oder der sogenannten neuen sozialen Bewegungen – vom Glauben aus Werte für ein verantwortliches, sinnvolles Leben deutlich machen.

Entwicklungsaufgaben des Jugendlichen als Ansätze

Niemand verfügt über eine religionspädagogische „Futurologie“ mit konkreten Rezepten und Erfolgsprognosen. Es ist jedoch sicher richtig, von der grundlegenden Erkenntnis E. H. Eriksons auszugehen, daß eine Weltanschauung auch dann, wenn sie altüberliefert ist, für aufgeschlossene junge Menschen bedeutsam werden kann, wenn sie sie als Sinnorientierung für ihre Situation, als Quelle innerer Richtung und Einheit (Identität) entdecken können. Unter dieser Rück-

sicht ist nichts so bedenklich wie die Bedeutungslosigkeit, die viele Jugendliche dem christlichen Glauben zuschreiben. Die Allensbach-Frage: „Glauben Sie, daß die Religion auf die meisten Probleme und Fragen unserer Zeit eine Antwort geben kann, oder ist sie zuwenig zeitgemäß und überholt?“ mag zwar zu vordergründig-praktisch formuliert sein, trotzdem ist es alarmierend, wenn von den 16- bis 29jährigen 64 Prozent die Religion für „überholt“ und nur 15 Prozent für zeitgerecht und antwortfähig halten⁶. (21 Prozent der Befragten hatten hier keine Meinung.)

Der Versuch, der jungen Generation den Glauben zu vermitteln, muß vor allem dieser Bedeutungslosigkeit entgegenwirken. Wie ist das möglich? Wohl kaum dadurch, daß wir dem jeweils neuesten Trend hinterherlaufen und allein auf ihn setzen. Ein anderer Weg dürfte solider und auch erfolgreicher sein und soll im folgenden skizziert werden: Fragen wir uns, welche *Entwicklungsaufgaben*, die sich Jugendlichen heute stellen, zu ethisch-religiösen Orientierungsfragen und Erfahrungen führen, damit wir ein Gespür dafür bekommen, wo der Glaube bedeutsam und neu buchstabiert werden könnte.

Im Jugendalter erfährt der Mensch nicht nur seine Sexualität, sondern seine gesamte Emotionalität intensiver als in der Kindheit. Neue Erlebnismöglichkeiten entdecken und ausdrücken können, mit Gefühlen umgehen, zwischen Tiefpunkten und Hochstimmungen zu emotionaler Ausgeglichenheit finden und die Zerrissenheit zwischen gegensätzlichen Impulsen im eigenen Innern, aber auch zwischen Erwartungen der Umgebung und Erwartungen an sich selbst überwinden, kurz: *Kultivierung der Emotionalität, Selbstfindung* ist ohne Zweifel eine grundlegende Entwicklungsaufgabe. Nicht wenige Schüler, die betont leistungsorientiert und cool auftreten, lösen sie auf eine Weise, die bereits Züge der Gefühlsgehemmtheit und Gemütsarmut an sich hat. Andere empfinden jedoch die Rationalisierung und Reglementierung des Lebens in Schule, Beruf und Öffentlichkeit als drohende Gefühlsverkümmern und wollen ihr gegensteuern, indem sie sich intensiv der Musik, Discos, Anregungen zum Kreativwerden und Psycho-Angeboten zuwenden – von Persönlichkeitstests in Zeitschriften über horoskopgestützte Ratschläge bis zu Tai-Chi-Kursen. Manche steigern sich auch in ein Rettet-das-Gefühl-Pathos hinein, das in antirationalem Affekt alles Reflektieren als „Verkopfung“ ablehnt und darum gerade nicht „ganzheitlich“, sondern emotionalistisch ist.

Der Religionsunterricht mag zwar in seinen Möglichkeiten stark begrenzt sein und müßte durch andere Angebote (Frühschichten, Besinnungstage, Jugendgruppen) ergänzt werden; doch kann er einen bedeutenden Beitrag zu einer reflektierten Kultivierung der Emotionalität und zur Selbstfindung leisten. Er kann und soll durch eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre, durch die sorgfältige Einstimmung in ein Thema, durch Momente der Stille und Sammlung – etwa in den verschiedenen Formen von Einzelbesinnung und Meditation – dazu anleiten,

persönliche Erfahrungen und emotionale Resonanz bewußtzumachen. Er kann auch zur Entwicklung der Erlebnisfähigkeit ermutigen, beispielsweise im Zusammenhang mit der Frage, was dem Leben Sinn gibt⁸. Vor allem sollte sich der Religionsunterricht für das einsetzen, was man das *Lernziel Meditation meines Tages* nennen könnte.

Das bedeutet: Für ein bewußteres Leben werben, das die Erfahrungen des zurückliegenden Tages – Streß, Enttäuschungen, Freude, Wünsche – nicht in Hektik untergehen läßt oder verdrängt, sondern verarbeitet. Möglichkeiten der Entspannung und Sammlung erproben und nach ihrer Wirkung und Tauglichkeit für einen selbst beurteilen lernen – etwa in besinnliche Musik hineinhören, Anfangsübungen von Yoga, autogenem Training und Eutonie. Beim Schein einer Kerze und mit Hilfe von Tagebuchnotizen oder sonstwie den Tag überdenken und sich auf den folgenden Tag einstellen. Bewußtmachen, was einen noch bewegen möchte, und dazu Stellung nehmen, es psychohygienisch und praktisch verarbeiten. Es aber auch mit seinem Ich-Ideal konfrontieren und auch im Licht des Glaubens sehen. Das Gespräch mit sich und seiner Situation kann dann organisch in ein Danken, Suchen und Bitten einmünden, das zum Dialog mit Gott wird. Und der Glaube kann als Fixpunkt und Potential einer transzendent verankerten Selbstfindung und Selbstbestimmung bedeutsam werden.

Selbstwertschätzung

Eine weitere Entwicklungsaufgabe, bei der wir Jugendliche begleiten und den Glauben als Lebenshilfe erschließen können, ist der Aufbau einer tragfähigen Selbstwertschätzung. Diese gehört nach der Entwicklungspsychologie von E. H. Erikson sowohl zur Bildung von „Grundvertrauen“ als auch zur Bildung einer Erwachsenenidentität und wird von Vertretern einer „Selbstpsychologie“, sei es Heinz Kohut, Otto F. Kernberg oder Carl R. Rogers, als Grundlage psychischen Wohlbefindens angesehen. Von der Kindheit bis zum Alter muß der Mensch über die Wertschätzung, die ihm seine Umgebung schenkt, lernen, sich selber zu achten und Selbstvertrauen aufzubauen. Die Situation des Jugendlichen ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich von den Eltern – gleich ob er von ihnen in bezug auf Zuwendung verwöhnt oder depriviert wurde – ablösen und stärker um die Anerkennung von Gleichaltrigen bemühen muß. Darum kann ihn soziale Isolation oder das Zerbrechen einer Freundschaft so vernichtend treffen. In unserer Bildungs- und Leistungsgesellschaft ist es auch verständlich, daß sich Jugendliche in hohem Maß nach ihren schulischen und beruflichen Leistungen bewerten.

Der Religionsunterricht kann meistens wenig dazu beitragen, daß ein Sozialklima der Wertschätzung entsteht oder daß ichschwache Schüler durch eine Art

Selbstsicherheitstraining unterstützt werden. Aber er kann diese Entwicklungsaufgabe thematisieren und deutlich machen, daß das *Lernziel Selbstwertschätzung* wesentlich zum Glauben gehört. Bei günstiger Gesprächsatmosphäre kann man ruhig von der aufbauenden Übung ausgehen, in Kleingruppen niederzuschreiben, was man an sich und an anderen positiv findet. Das ist auf einer psychologischen Ebene zunächst einfach eine Wertschätzungsübung zur Verbesserung des Betriebsklimas und zum Aussprechen von Anerkennung. Darüber hinaus kann diese Übung aber auch die Frage bewußtmachen, ob wir nur den Wert haben, den uns die mehr oder weniger wohlwollende Umgebung zuerkennt, den andere unserer schulischen und beruflichen Leistung zuschreiben oder den wir uns mit unserem Schwanken zwischen Hochgefühl und depressiver Verstimmung gerade selber zuweisen, oder ob es darüber hinaus eine Instanz gibt, die, maßgeblicher als alle Menschenwillkür, jeden einzelnen, auch den Versager, den Kranken und den Gesetzesbrecher als unantastbaren Selbstwert betrachtet, als Selbstwert von Gottes Gnaden.

Man könnte auch die Aufgabe ansprechen, *Tiefpunkte* zu überwinden. (Schließlich haben nach der Shell-Studie von 1981 bis zum Alter von 17 Jahren 71 Prozent der Jugendlichen schon einmal den Gedanken gehabt, „nicht mehr weiterleben zu wollen“.) In einem ersten Schritt könnte man bewußtmachen, wo wir solche Tiefpunkte erleben und wie wir gewöhnlich reagieren. Dann wäre zu überlegen, welche Formen der Krisenbewältigung es gibt. Hieran schließt sich die Frage an, ob – wenn man alle psychologischen und mitmenschlichen Hilfen in Betracht gezogen hat – nicht auch Glaube und Gebet eine wichtige Ermutigung vermitteln. So könnte Glaube als Sichbejahtwissen von Gott verständlich werden, als Antrieb, gegen Wertlosigkeitsgefühle und Lebensangst und für Selbstwertschätzung und Hoffnung zu kämpfen. Darüber hinaus wären auch andere Verhaltensweisen als Ausdruck von Selbstachtung zu deuten: Schulische Mitarbeit als Entfaltung der eigenen Fähigkeiten, eine positive Einschätzung von Leib und Sexualität, die Möglichkeiten von Hobbys und Sport, das Vermeiden von Alkohol- und Rauschgiftmißbrauch und der Verzicht auf ordinäre Ausdrücke.

Lebenszufriedenheit

Selbstwertschätzung kann gleichzeitig Grundlage und Wirkung einer dritten Entwicklungsaufgabe sein, die sich als *Aufbau von Genußfähigkeit und Lebenszufriedenheitskompetenz* umschreiben läßt. Die Werbung und die Medien, die sich an jugendliche Konsumenten richten, antworten darauf meistens mit dem Leitbild eines quantitativen und schrankenlosen Genuß- und Konsumstrebens, während Vertreter eines alternativen Lebensstils zur Konsumaskese aufrufen. Die Kirche sehen die Jugendlichen in puncto Lust und Glück eher als Verbots-

instanz. Trotzdem ist es pädagogisch und theologisch höchst sinnvoll, im Religionsunterricht auf diese Frage einzugehen, und es war richtig, das Thema „Glück und Sinn“ in die Lehrpläne aufzunehmen.

Wenn wir aus unserer Erfahrung zusammentragen, wann wir glücklich und zufrieden sind, wenn wir im Anschluß an psychologische Informationen überlegen, wie wir die Fähigkeit entwickeln können, glücklich und zufrieden zu werden, dann kann sich auch die nicht mehr psychologische, sondern weltanschauliche Frage stellen, welchen Stellenwert unser Genießen im Ganzen unseres Lebens hat. Ist Genuß nur ein animalisches Wohlbehagen, das sich nicht wesentlich von dem eines kauenden Hamsters unterscheidet? Ist die Pflege der Nachfreude und der Vorfreude nur eine kluge Psychotechnik, um die von Negativerfahrungen verdüsterte Stimmung wieder aufzuhellen? Haben Freizeit und Genuß nur unsere Arbeitskraft zu regenerieren und uns für Frustrationen zu entschädigen, nach dem Motto „Kraft durch Freude“?

Eine Spiritualität des Schöpfungsglaubens und des „Genießens in Danksagung“ (1 Tim 4,4) zeigt uns die einzelne Positiverfahrung, auf die wir zurück- oder vorausblicken, in einem größeren Zusammenhang. Für sie ist die einzelne Lusterfahrung nicht nur eine Ablenkung vom großen „Ekel“, der nach J.-P. Sartre das Leben durchzieht. Sie ist auch kein eskapistisches, alle Begrenzungen ver-gessendes Eintauchen in ein kosmisches Energiefeld, wie es ekstatisch-esoterische Gruppen versprechen. Für den Glauben ist jede Freude – vom Genuß der Lieblingsspeise bis zum Ausüben des Hobbys – ein Zeichen dafür, daß wir uns des Lebens freuen dürfen, ohne dieses Recht ständig verdienen zu müssen; wir haben es, weil es uns ein anderer gewährt. Wir dürfen genießen, spielen und feiern – und bei all dem feiern, daß wir sind. Für den Glauben leuchtet in jeder kleinen Freude auch etwas von der Zuwendung des Schöpfers auf, von der Jesus offenbart, daß sie uns über den Tod hinweg gelten wird. Und die lusthafte Erregung ist für ihn eine Hilfe, dieser Überzeugung, die einem Tier nicht geschenkt ist, bis in die Gehirnchemie hinein zuzustimmen.

Diese Sicht könnte dazu beitragen, daß wir gelassener genießen – ohne die geheime Angst vieler Menschen, das Leben könne zu kurz sein. Sie könnte dazu ermutigen, im Gegenzug zu Genußwut und Konsumhektik zu lernen, seine Freuden in der qualitativen Verfeinerung und Individualisierung des Genießens – vom Essen bis zum Musikhören und Reisen – und nicht in der quantitativen und statusorientierten Steigerung zu suchen. Sie könnte auch vom passiven Vorzeigekonsum wegführen und zu aktiver Freizeitgestaltung animieren. Und schließlich könnte diese Sicht auch die Egozentrik des heutigen Wohlstandshedonismus überwinden helfen, indem sie gelingendes Leben als Geschenk von einem Gott auffaßt, der alle glücklich machen will, und sich die Einstellung zu eigen macht: „Ich freue mich des Lebens und teile.“

Sinngebende Werte

Eine weitere Entwicklungsaufgabe ergibt sich aus der Tatsache, daß dem Jugendlichen eine Fülle von Wirk- und Wahlmöglichkeiten zuwächst, über die er in seiner Kindheit und Pubertät nicht verfügte, und daß er sich nun auch eigenverantwortlicher entscheiden muß als früher. Wie soll er seine Geschlechtsrolle auffassen? Welche Bedeutung seiner Schul- und Berufsausbildung zuerkennen, auf welches Berufsverständnis zusteuern? Nach welchen Maßstäben aus dem verwirrenden Konsum- und Medienangebot auswählen? Soll er politische Anliegen – und wenn ja: welche – unterstützen oder sich auf die private Sphäre beschränken? So oder so muß er eine *Werthierarchie* aufbauen, die Entscheidungen erleichtert und rechtfertigt, Orientierungslosigkeit und Zerrissenheit vermeiden hilft und einige *Ziele* aufzeigt, mit denen er sich so identifizieren kann, daß er eine „Verwirrung der Werte“ (E. H. Erikson) und ein „existentielles Vakuum“ (V. E. Frankl) vermeidet. Diese Werthierarchie und ihre sinngebenden Ziele können ethisch fragwürdig oder auch hochidealistisch sein. Ihr Aufbau wird heute sicher erschwert durch die Unüberschaubarkeit des spezialisierten, segmentierten modernen Lebens und durch den alles relativierenden weltanschaulichen Pluralismus.

Ein Religionsunterricht, der ohne Indoktrinationsattitüde das Für und Wider von Entscheidungen diskutiert, hat die Chance, Wege aus der Richtungslosigkeit zu zeigen und Kriterien zu erarbeiten. Er wird dies immer wieder in den ethischen Einzelfragen versuchen, die er aufgreift – vom Thema Wahrhaftigkeit bis zur Abtreibungsproblematik. Er kann aber auch in einer eigenen Unterrichtseinheit über das Gewissen den grundlegenden Maßstab verdeutlichen, nach dem wir überzeugende Entscheidungen treffen können: Die Goldene Regel, bzw. in philosophischer Form Kants kategorischer Imperativ, vereinfacht umschreibbar als das Prinzip *Menschenachtung für alle*. Das christliche Gebot der Selbst-, Nächsten- und Gottesliebe gibt diesem Prinzip einen Erfüllungs- und Dringlichkeitscharakter, der einem nichtreligiösen Humanismus fremd ist. Was sonst eine anonyme Sollenserfahrung ist, versteht der Glaube als Berufung zum „Mitlieben“ (M. Scheler) mit jenem, der die Liebe in Person ist und sich in Jesus Christus unwiderruflich mit den Menschen verbündet hat. Er zeigt Solidarität nicht als überichhaftes Du-Mußt oder als bloß moralischen Appell, sondern als Bestandteil der Frohbotschaft Jesu.

Es wird wohl auch in Zukunft einen mehr oder weniger großen Anteil von Jugendlichen geben, die sozial sensibel bzw. sensibilisierbar sind. Wenn sie vor der Frage stehen, was „es bringt“, wenn sie sich in Familie, Schule und Beruf aus Überzeugung und nicht nur aus Berechnung um gleiches Recht für alle, Rücksichtnahme und Ausgleich bemühen oder sich darüber hinaus für Behinderte, für eine Dritte-Welt-Initiative oder eine Menschenrechtsgruppe einsetzen, können

sie von einem Religionsunterricht, der dies verdeutlicht, eine Ermutigung erfahren, die ihr spontanes prosoziales Empfinden stützt und den Glauben als Motivation erleben läßt. Eine Schülerin hat es einmal so ausgedrückt: „Jesus erinnert mich immer wieder daran, daß ich nicht allein auf der Welt bin.“

Um dies bewußtzumachen, könnte man von Übungen ausgehen, die das soziale Lernen unter den Schülern anregen wollen: Das partnerschaftliche, aktiv zuhörende Gespräch, die Erfordernisse und Chancen einer Kooperation, die Überwindung von Fremdheit und Vorurteil durch ein besseres Sichkennenlernen sowie den Aufbau von Vertrauen und Einfühlung im Umgang mit anderen. Statt dessen könnte man auch Erfahrungen mit unseren Bemühungen um soziales Verhalten reflektieren: Was war für uns lästig und enttäuschend, was war befriedigend? Wir könnten auch in einer Einzelbesinnung ohne Aussprache verschiedene soziale Eigenschaften gewichten und uns überlegen, welche davon wir in nächster Zeit bei uns besonders entwickeln wollen. Dann stellen wir uns in einer Imaginationsübung vor, wie wir uns verhalten und fühlen, wenn wir uns in Richtung auf diese Eigenschaft und auf prosoziales Verhalten überhaupt entwickeln, und wie wir uns verhalten und fühlen würden, wenn wir uns für das dissoziale Gegenteil entschieden⁸. Wieder einen anderen Ausgangspunkt könnte das Gespräch über die neuen sozialen Bewegungen bilden: über Umweltschutz, Feminismus, Friedensarbeit, Entwicklungshilfe und Menschenrechte.

In jedem Fall stellt sich die Frage: Lohnt es sich? Die Psychologie, die heute im Gegensatz zu ihrer sozialpessimistischen Frühphase nicht nur von Aggression und Vorurteilen spricht, sondern auch das Hilfeverhalten erforscht, kann uns zwar erklären, wie prosoziales Verhalten möglich ist. Sie kann uns sagen, daß der Mensch die Erleichterung und Freude, die er einem anderen durch sein Helfen verschafft, „stellvertretend“ als eigene Erleichterung und Genugtuung erleben kann, so daß Mitgefühl einen Anreiz und eine Befriedigung bieten kann. Doch die Frage, ob und bis zu welchem Grad sich dieses Mitgefühl lohnt oder ob es nur eine dumme Sentimentalität ist, von der sich ein nach Erfolg strebender Mensch möglichst befreien sollte, fällt nicht mehr in die Kompetenz der Psychologie oder Soziologie, sondern ist ethisch-religiöser Art. Die Ethik antwortet hier mit dem Prinzip Menschenachtung für alle und der Glaube mit der Ermutigung, jeden Menschen als Selbstwert von Gottes Gnaden zu betrachten. Für ihn lohnt es sich unbedingt, dazu beizutragen, daß jeder, in den privaten Beziehungen wie auch in den gesellschaftlichen Verhältnissen, möglichst viel von diesem Selbstwert spürt. Damit bietet der Glaube – im Unterschied zu modernen Ideologien – keine fertigen sozialen und politischen Programme an und verhindert auch nicht, daß Christen beim Erarbeiten solcher Programme zu unterschiedlichen Schlußfolgerungen kommen, aber er vermittelt eine Grundorientierung und eine Letztmotivation zu einer je neu zu suchenden, situationsgerechten „Zivilisation der Liebe“ (Johannes Paul II.).

ANMERKUNGEN

¹ S. die kritischen Erörterungen v. W. Nastainczyk, K. Gabriel, H. Schrödter u. H. A. Zwergel zu religionssoziologischen Allensbach-Umfragen und ihren Auswertungen in: *Religionspädagogische Beiträge* 25 (1990).

² R. Köcher, *Religiös in einer säkularisierten Welt*, in: E. Noelle-Neumann, R. Köcher, *Die verletzte Nation* (Stuttgart 1987) 164–281; Institut für Demoskopie Allensbach, *Vertrauenskrise der Kirche? Umfrage im Auftrag der Dt. Bischofskonferenz im Jahr 1989*.

³ Institut für Demoskopie Allensbach, *Weitergabe des Glaubens. Umfrage im Auftrag der Dt. Bischofskonferenz im Jahr 1987*.

⁴ Auch ausländische Umfragen bestätigen, daß ein starr-autoritäres Familienklima der Übernahme religiös-kirchlicher Einstellungen hinderlich, Zuneigung und demokratisches Verhalten der Eltern jedoch förderlich ist. Siehe A. J. Weigert, D. L. Thomas, *Socialization and Religiosity: A Cross-National Analysis of Catholic Adolescents*, in: *Sociometry* 33 (1970) 305–326; R. L. Dudley, *Alienation from Religion in Adolescents from Fundamentalist Religious Homes*, in: *Journal for the Scientific Study of Religion* 17 (1978) 389–398; D. R. Hoge, G. H. Petrillo, *Determinants of church participation and attitudes among high school youth*, ebd. 17 (1978) 359–379; H. M. Nelsen, *Gender Differences in the Effects of Parental Discord on Preadolescent Religiousness*, ebd. 20 (1981) 351–360.

⁵ A. Fischer, *Jugendliche und Erwachsene '85*, 5 Bde. (Opladen 1985) (Shell-Studie).

⁶ Institut f. Demoskopie Allensbach (s. Anm. 2).

⁷ R. Köcher, *Religionsunterricht – zwei Perspektiven*, in: *Religionsunterricht – Aktuelle Situation und Entwicklungsperspektiven*, hrsg. v. Sekr. d. Dt. Bischofskonferenz (Bonn 1989).

⁸ S. dazu und zu folgendem: B. Grom, H. W. Schillinger, *Glück und Sinn* (Düsseldorf 1980); dies., *Gewissen-Verantwortung-Selbstbestimmung* (Düsseldorf 1987); dies., *An Gott glauben – was heißt das?* (Düsseldorf 1987); B. Grom, *Methoden für Religionsunterricht, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung* (Düsseldorf 1988).